

Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Menasse, Robert  
**Ich kann jeder sagen**

Erzählungen vom Ende der Nachkriegsordnung

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4205  
978-3-518-46205-8

suhrkamp taschenbuch 4205

Alles kommt wieder. Sogar die Erinnerungen. Wann war sie zu Ende, die Nachkriegsordnung? Als die Mauer fiel? An diesen 9. November 1989 wird sich das junge Paar, das die Hochzeitsnacht vor dem Fernseher verbrachte, noch lange erinnern. Es hat in dieser Nacht deutsche Geschichte erlebt. Zufällig. Denn eigentlich wollten sie nur so schnell wie möglich heiraten. Und der nächste freie Termin beim Standesamt war der 9. November. Für den Vater des Bräutigams war der 9. November mit dem Jahrestag der »Reichskristallnacht« verknüpft. »Pah, Geschichte«, sagt der Nachgeborene.

Aus Erinnerung wird Geschichte. Und umgekehrt. Robert Menasse erzählt, was wir erlebt haben, so dass wir uns erinnern. In seinen Geschichten ist die historische Wahrheit gut aufgehoben.

»Wir lesen, wir freuen uns, wir lassen uns packen. Erstklassige Lektüre!« *Stuttgarter Nachrichten*

Robert Menasse, geboren 1954 in Wien, lebt als Romancier und Essayist in Wien und Amsterdam. Zuletzt erschienen *Die Vertreibung aus der Hölle*. Roman (st 3493), *Das war Österreich. Gesammelte Essays zum Land ohne Eigenschaften* (st 3691), *Die Zerstörung der Welt als Wille und Vorstellung*. Frankfurter Poetikvorlesungen (es 2464), *Das Paradies der Ungeliebten*. Ein Schauspiel (es 2490), *Don Juan de la Mancha oder Die Erziehung der Lust*. Roman (st 4040) und *Permanente Revolution der Begriffe*. Vorträge zur Kritik der Abklärung (es 2592).

Robert Menasse  
Ich kann jeder sagen  
Erzählungen vom Ende der  
Nachkriegsordnung

Suhrkamp

Umschlag: Das Foto zeigt die Mutter des Autors im Jahr 1963

suhrkamp taschenbuch 4205

Erste Auflage 2010

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46205-8

I 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Ich kann jeder sagen



*Alle Helden sind auch nur Söhne*



## Beginnen

Im Flugzeug von Wien nach Rio de Janeiro – Nein. Ich möchte neu anfangen. Als ich Eva zum ersten Mal küsste, hörten wir die Platte »Born to be wild«. Das ist sechzehn Jahre her. Als ich unlängst von der Arbeit heimkam, wehrte Eva meinen Versuch, sie zu küssen, ab, worauf ich in das Zimmer unserer Tochter schaute. Vanessa lag mit geschlossenen Augen auf ihrem Bett und hörte »Born to be alive«. Sie öffnete nicht einmal die Augen. Ich – Nein. Ich möchte neu anfangen. Ich war ein sehr guter Student, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Es war, als steckte in mir eine bis zum Äußersten angespannte Stahlfeder. Mein Lehrer, Professor Schneider, gab mir zu verstehen, dass er von mir erwartete, das Studium mit Auszeichnung abzuschließen. Aber die Feder löste sich nicht, ich machte nicht den Sprung nach vorne, sondern verhedderte mich in Theorien. Ich studierte übrigens Wirtschaftswissenschaften. Ich schrieb eine Arbeit zum Thema »Heterodoxer Schock«. Die Methode des heterodoxen Schocks gilt als Mittel, eine darniederliegende Nationalökonomie durch eine bewusst herbeigeführte reinigende Krise zu sanieren, in der man völlig geänderte Bedingungen für einen neuen Aufschwung durchsetzt. Das war die Lehrmeinung. Ich plädierte aber dafür, diese Methode auch einmal bei saturierten, stabilen Volkswirtschaften anzuwenden, um auch diesen wie-

der das Gefühl von Aufbruch und Neubeginn zu geben. Diese These war ein Skandal. Am Ende musste ich froh sein, eine positive Abschlussnote zu bekommen. Seit damals – Nein. Ich will neu anfangen. Wahrscheinlich begann es schon, als ich zur Schule ging. Es war die Zeit, Ende der 60er-Jahre, als die Idee, man könne und müsse neu beginnen, alles anders und besser machen, zum allgemeinen Fetisch wurde. Dieser Zeitgeist, just wenn man in der Pubertät ist! Ich hörte »I want to hold your hand« und hielt Händchen. Ich hörte »Let's spend the night together« und erregt – diskutierte ich über Gesellschaft, Establishment und Unterdrückung. Maria – hieß sie wirklich so? Egal, sie war die erste, mit der ich mir einen Sprung ins Leben vorstellte, in ein freies, intensives Leben. Maria wollte mich nicht küssen, aber sie fragte mich, warum ich diese seltsame Delle auf der Stirn habe. Ich versuchte nochmals, meinen Mund auf den ihren zu drücken, das heißt, ich stellte mir so intensiv vor, es zu tun, dass ich fast – Ich muss neu anfangen. Ich war ein sehr schüchternes Kind, so brav, dass man, wenn ich spielte, im Wohnzimmer das Ticken der Standuhr hören konnte. Ich habe – Nein. Ich muss neu beginnen. Die Delle. Ich war eine schwierige Geburt. Meine Mutter erzählte immer wieder, ich hätte sie fast umgebracht. Schließlich habe man eine Zange verwendet. Diese Stümper. Warum kein Kaiserschnitt? Stümper und Ignoranten, da waren sich Vater und Mutter einig, hätten ihr Leben kaputt gemacht. Und ich, an den schließlich die Aufgabe delegiert war, den sozialen Aufstieg der Familie zu schaffen, hatte nun diese Delle. Und – Nein. Ich muss

neu beginnen. Wirklich am Anfang. Das hat mir meine Mutter erzählt: Genau im Moment meiner Zeugung habe mein Vater plötzlich gefragt: »Liebling, hast du auch die Standuhr im Wohnzimmer aufgezogen?« Diese Frage ausgerechnet in diesem Augenblick! Meine Mutter war schockiert und augenblicklich verkrampft. Dazu muss man die Geschichte dieser Uhr kennen, die – aber das führt zu weit. Ich müsste neu beginnen. Ich tat es. Wie viel Glas es auf einem Flughafen gibt! Das entdeckte ich erst, als ich abreiste, um neu anzufangen. Auf dem Weg zum Gate ging ich ununterbrochen auf Glaswände, auf Glastüren zu, in denen ich mich spiegelte. Jetzt, da ich wegging, traf ich endlich mich selbst. Eine Trennung ist eine abrupte Befreiung aus unproduktiven Verstrickungen, eine bewusst herbeigeführte reinigende Krise, im Grunde ein heterodoxer Schock. Im Flugzeug nach Brasilien hatte ich das Gefühl, dass eine innere Feder sich löste und dass sie es war, die den Start dieses Flugzeugs bewirkte. Meine Euphorie war so groß, dass ich meinte, mit Helium gefüllt zu sein, das mich ganz leicht machte und zugleich meine Außenwände straff nach außen drückte. Gab es da noch eine Delle, eine Beschädigung? Nein. Der Flugkapitän sagte die Flugzeit durch. Es sollte ein langer Flug werden. Aber gemessen an all meinen Anläufen würde er doch nur ein kurzer energischer Satz sein. Im Kopfhörer hörte ich dann das Lied »I'm the tiger«. Und ich dachte: Ja.

## Lange nicht gesehen

Wenn ich ein abstraktes Bild sehe, sehe ich nichts als ein abstraktes Bild. Der Rorschachtest löst bei mir lediglich ein Wiedererkennen des Rorschachtests aus. Sehe ich eine schwebende Jungfrau, dann sehe ich eine Frau, die aufgrund einer Reihe von versteckten technischen Vorkehrungen des Magiers zu schweben scheint. Dafür, dass man die Vorkehrungen nicht sieht, wird der Illusionskünstler bezahlt, ich kann also auch hier meinen Augen trauen. Und im Hinblick auf die ewige Plausibilität der kleinen Welt, in der ich lebe, hat es den Affekt, dass ich wohl nicht richtig sehe, ohnehin nie geben können. Was alles möglich ist, weiß ich nicht. Aber wenn ich es sehe, weiß ich, dass es wirklich ist.

Das alles stimmt natürlich nicht, wie ich einsehen musste.

Nicht bloß deshalb, weil ich doch einmal mit eigenen Augen etwas gesehen habe, das ich nie für möglich gehalten hätte. Aber damit hat es begonnen.

Wie jeden Abend machte ich mit meinem Hund eine Runde um den Häuserblock. Unzählige Male schon war ich bei meinen Abendspaziergängen an der Pik-Dame-Bar vorbeigegangen, ohne je auch nur auf die Idee gekommen zu sein, hineinzugehen. Warum ich an jenem Abend plötzlich eintrat, um ein Bier zu trinken, weiß ich nicht. Vielleicht war meine diffuse Lebenssehnsucht gerade stärker als meine Angst, die prin-

ziptuell jede Enttäuschung einkalkuliert und sie daher vermeidet, vor allem wenn es so einfach ist wie beim Vorbeigehen an einem dubiosen Wiener Vorstadtlokal, auch wenn das Gelächter von drinnen bis auf die Straße dringt.

Ich muss den Eindruck eines Blinden gemacht haben, als ich mit meinem Hund in dem Lokal stand und hilflos mit weit aufgerissenen Augen durch die beschlagenen Brillengläser starrte. Was ich wie durch einen langsam sich lichtenden Nebel sah und ewige Augenblicke lang nicht glauben konnte, war eine Horde betrunkenener und grölender Männer, die um einen Tisch herumstanden – auf dem die Lechner tanzte.

Die Lechner Maria. Ich kannte sie seit der Schulzeit als den Inbegriff des Braven und Biedereren, wir waren in derselben Klasse gewesen. Nie hat sie jemanden abschreiben lassen, aus Angst, dass dies ihr eigenes schulisches Fortkommen beeinträchtigen könnte. Noch bei der Matura hatte sie zwei Zöpfe gehabt, natürlich hatte sie mit Auszeichnung bestanden. Unmittelbar nach der Maturaprüfung fuhr die halbe Klasse in die Stadt, um zu feiern. Wir waren überrascht, dass die Lechner mitkam – dann war sie die einzige, die mit der Straßenbahn nicht schwarzfahren wollte, und wir mussten endlos auf sie warten, weil sie erst irgendwo Vorverkaufsfahrscheine besorgen musste.

Getrunken hat sie dann nur Soda mit Himbeer. Verrucht ist uns die Webora vorgekommen mit ihrem ewigen süßen Martini. Die ist dann plötzlich mit dem Humer verschwunden, der hat überhaupt schon immer Ouzo bestellt.

Später habe ich die Lechner noch gelegentlich getroffen, immer nur durch Zufall, aber bis zu ihrem dreißigsten Lebensjahr ist sie ungebrochen das zehnjährige Mädchen geblieben, das brav seine Hausaufgaben macht. Mit vierundzwanzig hatte sie ihr Jusstudium abgeschlossen, mit fünfundzwanzig, nach dem Gerichtsjahr, die Richteranzwärtlerprüfung bestanden und vier Jahre später die Übernahmsprüfung. Alles ist bei ihr stets glattgegangen, konfliktlos, ohne Ablenkung, im idealen Zeitplan, dann war sie Richterin, und ich hatte sie aus den Augen verloren.

Und jetzt, beinahe sechs Jahre später, sah ich sie also wieder – wie sie betrunken kreischend und lachend auf einem Tisch tanzte, von dem sie ständig herunterzustürzen drohte, während sie die Hände, die sich ihr entgegenstreckten, unter dem Vorwand, ihr Halt zu geben, verächtlich abwehrte, unter dem Vorwand, sie abzuwehren.

Die Musik, die den kleinen schummrigen Raum der Bar ausfüllte, kam aus einem Radio, wie ich merkte, denn als das Lied zu Ende war, kamen Nachrichten. Deutsche Demokratische Republik. Es sei begonnen worden, die Berliner Mauer abzureißen, sagte der Sprecher. Die Nachkriegsordnung löse sich auf. Nochmals war durch das Geschrei und Gelächter hindurch deutlich das Wort Nachkriegsordnung aus dem Radio zu hören. Maria stand auf dem Tisch, die Hände in die Hüften gestemmt. Plötzlich sah sie mich, sie lachte auf, entweder weil sie mich erkannte, oder weil die Männer, die ihr vom Tisch herunterhalfen, sie – nein, weil sie mich erkannt hatte, denn sie kam gleich zu mir.

Sie hatte diesen starren, glänzenden Blick von Glasaugen, die in einer weichen Maske stecken, die jederzeit zu zerfließen droht. Sie stolperte, beinahe wäre sie mir, aufkreischend, um den Hals gefallen. Servus Holzer, sagte sie. Lange nicht gesehen.

Mein Hund begann zu bellen, ich hatte einen Schweißausbruch, die Augengläser, die beinahe wieder klar waren, liefen neuerlich an. Das müssen wir feiern, sagte sie, aber nicht hier.

An den engen rosa Pulli der Kellnerin, die plötzlich vor mir stand, kann ich mich noch erinnern, ganz kurz der Gedanke an einen gläsernen Frauenkörper, gefüllt mit Soda mit Himbeer, die große schwarze Kellnerbrieftasche, die sich wie ein dunkler Schlund öffnete, auf dessen Grund es glitzerte, ein Arm in blau-weiß gestreiftem Hemd, der von irgendwoher kam und, ich weiß nicht wie und von wem, weggeschlagen wurde, so viel Bewegung unmittelbar um mich herum, und ich war so starr.

Auf der Straße hängte sich Maria bei mir ein. Erzähl! Ich musste plötzlich lachen. Ich hatte nichts zu erzählen.

Ich habe bisher ein Leben geführt, von dem nur erwähnenswert ist, dass es in eigentümlicher Konsequenz nie einer Erwähnung wert war. Als ich einmal einen gewissen Stolz zu empfinden begann, dass ich ein aufsehenerregendes Leben führte, merkte ich allzu bald, dass der banale Anlass dieses Stolzes bloß dumme und belanglose Schülerstreiche waren. Als ich dann einmal glaubte, der Meinung sein zu dürfen, dass ich ein kämpferisches und intensives Leben beginne, merkte

ich, dass ich konsequenzlose studentische Scharmützel beinahe allzu wichtig genommen hätte. Als ich mein Studium abbrach, trat ich in eine Bank ein, in der ich noch heute arbeite.

Mein Leben seitdem lässt sich erst recht in beschämend wenigen Worten vollständig beschreiben: Pünktlichkeit, Freundlichkeit und jener Fleiß, der seine Objekte in derselben harmonischen Geschwindigkeit sich vermehren sieht, wie er sie wegerledigt. Ich habe nicht den Wunsch, eine Autobiographie zu schreiben, aber der Gedanke, dass, hätte ich den Wunsch, diese schon mit dem Kauf von Papier fertiggestellt wäre, da sie füglich nur aus leeren Seiten bestehen müsste, irritierte mich sehr. Diese Unzufriedenheit ist unverständlich, denn ich habe keine Sorgen. Aber sie ist verständlich, denn ich bin nie glücklich gewesen.

Ich gerate meinem Vater nach. Er ist ein korrekter Mann, freundlich ohne Überschwang, mit einer stillen, ewig ängstlichen Frau, meiner Mutter.

Ich wäre lieber nach meinem Großvater gekommen.

Im Jahr 1968, ich war gerade vierzehn, hat er mir zum ersten Mal aus seinem Leben erzählt. Im Februar 1934 hat er als Sozialist am Arbeiteraufstand teilgenommen, später im Spanischen Bürgerkrieg in den Internationalen Brigaden gekämpft, dann ist er in die englische Emigration gegangen und mit der British Army als Befreier zurückgekommen. Ist auch kein Sieg gewesen, hat er gesagt. Warum? Schau dich doch um. Na, du wirst schon noch sehen, was ich meine. Und angerechnet wurde uns das auch nie, die ganzen Jahre des

Kampfes, nicht einmal für die Pension. Heute reicht's gerade dazu, auf einem Parkbankerl zu sitzen. Soll ich vielleicht Tauben füttern? So grausliche Viecher.

Als Großmutter schwer krank wurde, haben sie gemeinsam eine Überdosis Schlaftabletten geschluckt. Damals war ich siebzehn und bin in der Schule fast durchgefallen.

Mein Selbstgefühl habe ich in jener Zeit sicherlich aus der Verachtung bezogen, die ich für all die empfand, in deren Leben immer alles so glatt, problemlos und harmonisch ablief, dass ihnen stets die richtige Antwort, aber nie eine Frage einfiel. Ich verachtete also fast alle, natürlich auch die Lechner. Ich war überrascht, wie sehr ich das Wiedertreffen mit ihr genoss. Jetzt, mit fünfunddreißig, war sie plötzlich eine Achtzehnjährige, bei der sich das simple Hochgefühl, das man empfinden mag, wenn man schon rauchen darf, grotesk übersteigert zeigte. Aber es hatte einen Sog, von dem ich, ängstlich und verspannt, also auf unklare Weise augenblicklich erregt, mitgerissen wurde. Und als wir nach einem Lokalbummel, der meine Kräfte beinahe überstiegen hätte, zusammen ins Bett gingen, da hatte ich das Gefühl, von Maria erst zum Mann gemacht zu werden. Ich meine dies in Hinblick auf die eigentümlichen Idealbilder, die gesellschaftlich von Männlichkeit und Weiblichkeit existieren und die in der Sexualität im Ideal einer Lust kulminieren, die ich nur aus Pornofilmen kannte, die mir aber in meinem eigenen Leben unerreichbar schien. Ich wurde von Maria in einer Weise mit Lust bedient, während ich selbst die überraschendsten Ekstasen bei ihr auszu-

lösen imstande war, dass ich – ich kann es nicht anders sagen – plötzlich ein anderer war.

Und ich sah jetzt auch die Welt mit anderen Augen. Mit Verwunderung fragte ich mich, wie es möglich war, dass sie mir so fraglos selbstverständlich werden konnte, und wie mir hatte genug sein können, was sie mir bot. Dieses Geregelte, das sich so unermüdlich in sich selbst erschöpfte, dieses glatte Funktionieren, für das man in der Regel mit keinem Genuss belohnt wurde.

Natürlich habe ich Maria gegenüber sofort ein gewisses Suchtverhalten entwickelt. Wir waren zwei in die gerade Bahn geworfene Menschen, die plötzlich entdeckt hatten, dass die lustvolle Ausgelassenheit und Narretei des Faschings, den ich auch nie lustvoll erlebt hatte, jederzeit hergestellt werden konnte. Wie viele Lokale es in der Stadt gab und wie viele Genüsse, die wir uns leisten konnten! Und wie viele Orte für die Liebe! Und nie musste man sagen: Ich liebe dich. Und nie musste man verschweigen: Ich dich nicht. Denn wir waren kein Liebespaar, sondern gewissermaßen Kollegen, die ein gemeinsames Interesse pflegten, nämlich die Herstellung von Ausnahmen.

Ausnahmen, die zur Regel wurden. Wir vereinbarten Exzesse nach dem Terminkalender, konsumierten Genüsse, die auf einem Markt angeboten wurden, der genauso durchkalkuliert war wie die Geschäfte der Bank, für die ich arbeite. Und plötzlich produzierten all diese Reize nur neue Sehnsüchte: nach einem Erholungsurlaub, nach Reformkost und Obstsäften, nach einem guten Fernsehprogramm.

Wenn ich in der Früh aufwachte, war mein Gesicht

aufgedunsen, und meine Augen waren geschwollen. Zwei Aspirin gegen die Kopfschmerzen wurden mir bald zur Gewohnheit, so wie früher das Frühstücksei. Vor der Arbeit noch die Zeitung zu lesen gelang mir kaum mehr, mein Blick wanderte über die Zeilen, ohne dass ich verstand, was ich las. Wenn ich zu Fuß durch den Stadtpark zur Arbeit ging, hatte ich Erstickenängste im Sturm der Tauben, die wie riesige graue Flocken um die alten Frauen mit ihren Futtertüten wirbelten.

Als ich Maria vergangenen Freitagabend von zu Hause abholte, wollte sie, bevor wir ausgingen, erst die Nachrichten im Fernsehen anschauen. Es ist toll, sagte sie, es passiert ja jetzt jeden Tag etwas Überraschendes. Sowjetunion, DDR, Tschechoslowakei. Schau dir das an, sagte sie. Sie wirkte müde und abgespannt. Als die innenpolitischen Nachrichten kamen, begann sie zu erzählen, was für einen unglaublichen Fall, wie sie sagte, sie heute im Gericht habe bearbeiten müssen. Eine Zumutung, sagte sie, womit sie sich herumschlagen müsse.

Es ging um ein Verfahren über die Bestellung eines Sachwalters. Ich fragte sie, was das sei. Auf deutsch gesagt, ein Entmündigungsverfahren, sagte sie. Für eine Person, die an einer psychischen Krankheit leidet oder geistig behindert ist und alle oder einzelne Angelegenheiten nicht ohne Gefahr eines Nachteils für sich selbst zu besorgen imstande ist, ist auf ihren Antrag oder von Amts wegen ein Sachwalter zu bestellen. Gut, also stell dir vor: Ein neunundachtzigjähriger Mann geht immer wieder blind im ersten Bezirk her-

um, rempelt die Leute an, stolpert, reißt Menschen fast nieder, kurz: erregt öffentliches Ärgernis. Der Mann wurde polizeibekannt, weil es immer wieder Hinweise auf der Polizeiwachstube gab, Beschwerden, sogar Anzeigen, oder weil es auf der Straße zu Szenen kam, bei denen vorbeikommende Polizisten einschreiten mussten und so weiter. Das Problem entstand ja vor allem dadurch, dass der Mann sich nicht als Blinder kennzeichnete, etwa durch eine Blindenschleife, und auch keine Hilfsmittel verwendete, die einem Blinden ein selbständiges Bewegen auf der Straße ermöglichen, also zum Beispiel einen Blindenstock oder einen Blindenhund. So ein Blindenhund ist ja sehr praktisch, wie du weißt, du hast ja selbst einen, sagte sie grinsend. Kurz und gut, es stellt sich heraus, der Mann ist gar nicht blind. Er hat keinen Blindenausweis, und er war bei einer Einvernahme durch einen Beamten im Kommissariat Innere Stadt geständig, außer einer Altersweitsichtigkeit keine Beeinträchtigung seines Sehsinns zu haben. Er wurde abgemahnt, aber in der Folge hat er diese Vorspiegelung von Invalidität, so steht es in meinen Akten, Vorspiegelung von Invalidität fortgesetzt, was zu regelmäßigen Störungen der öffentlichen Ordnung führte. Daraufhin hat die Polizei das Gericht veranlasst, ein Verfahren einzuleiten. Da dem Mann keine Betrugsabsicht nachgewiesen werden kann, etwa Erschleichung einer Invalidenrente – er hat ja nicht einmal die Menschen auf der Straße angebettelt, im Gegenteil, er hat sie niedergerannt –, kam es natürlich zu keinem Strafprozess, und plötzlich habe ich die Akte auf meinem Schreibtisch im PflEGschaftsge-